

18]

## Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre  
von Wilhelmine v. Hillern.

Mit einem Schlag ist das ganze Bild verändert, denn dem größeren Feind gegenüber müssen die kleineren Feinde zusammenhalten, das Element versöhnt die Elemente. — Waffenstillstand!

Und nun sind's wieder die alten, echten Haberer, die braven Söhne eines braven Volks, — denn, statt zu fliehen und den Moment zu benützen, bilden sie in ihren Höllemasken Kette mit den Gendarmen und helfen löschen. — Andre bringen mit ledern Muth durch den Rauch und das Funkengeflüster ins Haus und retten die Fahrniß. Der Pfarrer jammert nur um seine kostbare Bibliothek, sein einziger unersetzlicher Besitz. Gleich steht ein Vermummter oben unter den brennenden Balken wie ein Feuerengel und wirft Buch um Buch zum Fenster heraus, als handle sich's um ein lustiges Ballspiel und die Hände flattern aufgeblättert wie Tauben aus dem brennenden Schlag. — Unten fängt der Pfarrer sie auf und nicht eher will der Retter auslassen, bis das letzte Buch drunten wäre. Alles ruft ihm zu — es sieht so gefährlich aus. Man richtet die Spritzen auf ihn, der Wasserstrahl ist aber ebenso gefährlich für ihn — denn er wäscht ihm die Schwärze vom Gesicht. Der Pfarrer bittet und befiehlt, herabzukommen, — umsonst. In der Dienstbeflissenheit derselbe eigenartige Ungehorsam, wie in der Auflehnung. Der Pfarrer schüttelt den Kopf. „Man kann nichts thun, als sie gehen lassen,“ sagt er nachdenklich — und der Worte Sinn tief ist! — Ein Poltern und Krachen im Innern des Hauses, — die Treppe ist eingestürzt, — der Kühne Baghals da oben ist unrettbar den Flammen überliefert — es handelt sich um Sekunden. Alles blickt in athemloser Spannung hinauf und ruft durch einander: „Leitern — legt d' Leitern an — er kann ja nimmer runter — Jesus Maria, er brennt scho!“ Die große Herrücke von Berg, die den Haberer noch unkenntlich gemacht, fängt jetzt Feuer. Er muß sie abreißen und einer der schönsten und reichsten Bauernsöhne des Pfarthals kommt zum Vorschein, umleuchtet von Glanz des wütenden Elements. — „Im Namen des Gesetzes befehl' ich Dir runter zu kommen, eh' die Leiter Feuer fangt!“ schreit der Kommandant hinauf.

„I pfeif' Ent was auf Entes G'setz, — jetzt kimm i scho selber,“ antwortet der Bursch, und behend wie eine Rahe schwingt er sich auf die Sprossen und klettert herunter, noch einen Rad der letzten gefährdeten Bücher im Arm. „Da Herr Pfarrer,“ lacht er gutmüthig, „san Entere Schätz!“

„Ich weiß in der That nicht, wie ich Ihnen danken soll,“ sagt der Pfarrer verlegen.

Der Gendarm lehrt es ihn, indem er dem Retter die Hand auf die Schulter legt.

„Im Namen des Gesetzes, — auf was Du pfeifen thust — verhaft' ich Dich, Florian Mayer!“

„So — aa no —!“ sagt der Bursch mit unverwundlicher Laune und schaut auf seine versengten Hände und Kleider. „No, nur zu — aber z'erst der i no löschen helfen, gelt? Und nachher kannst ja schauen, ob D' mi kriegt!“

„s Nachbarhaus brennt — schütz's Nachbarhaus,“ ertönt eine neue Hiobsbotschaft — und ehe der Gendarm sich's versieht, sitzt der „Teufelskerl“ auch schon rittlings auf dem glimmenden Dach, dirigirt die Spritze auf die gefährdeten Stellen und ruft lachend herunter: „Hol mi!“

„Lassen Sie ihn!“ ruft der Pfarrer dem Kommandanten, der zornig in das Haus stürzen will, „die Sache muß anders ansgetragen werden. Ich kann den Menschen, der mir meine Bücher mit Lebensgefahr dem Feuer entriß, nicht verhaften lassen.“ Er sieht sich um und überblickt die Massen der seltsamen Spitzgestalten, die mit todesverachtendem Eifer am Rettungswerk arbeiten. „Der Fall liegt nicht so einfach! Mit Gewalt ist da nicht viel zu machen, das seh' ich mehr und mehr.“

„Bravo Pfarrer,“ schreit der Bursch von oben herunter; „jetzt samer wieder guat!“

„Aber wir sind mit guat mit einand!“ schreit der Kommandant hinauf und kommt dem Gendarm zu Hilfe. „Für

Narren halten lassen wir uns nit. Der Kerl wird dingfest g'macht — kost's, was es will! Drauf!“

Mit dem Gewehrkolben schlagen sie nun die verschlossene Thür des angelegten Hauses ein. Aber im selben Moment sind sie auch schon umringt von einem Schwarm der unkenntlichen Larden, die sich zwischen sie und das Haus stellen. „Nix da — wir lassen kein'm von die Unsrigen was g'sehen! Dös wär' noch schöner! Da derfür helfen mir euch löschen, daß ma uns wegfangt mitten in der Arbeit? So hab'n wir nit g'wettet — Brüderl! Weg'n uns kann dös ganz Pfarrhaus niederbrenne — 's ist eh' Staatseigenthum und g'schicht niemand lei Schaden —!“

„Brud'!“ — Die Gendarmen werden von der Wucht des neuankommenden Aufstands zurückgeschoben, immer mehr lassen vom Rettungswerk ab und gesellen sich zu den anderen. Die Gendarmen kommen ins Gedräng. — „Scharf laden!“ kommandirt der Wachtmeister. Ein Wuthschrei antwortet ihm. Nun reißen die Haberer auch die Büchsen von den Schultern und stehen schußfertig da. — „Auf Leben und Tod!“ ruft der Habermeister entschlossen.

„Geht die Thür frei oder ich lass' den Platz säubern!“ verwarnt der Kommandant.

Erneutes Wuthgeschrei, aber keinen Fuß breit geben sie nach.

„Ich forder' Euch zum zweiten Mal auf, den Platz gutwillig zu verlassen.“

„Gutwillig! Was kann ma von uns noch gutwillig verlangen, nachdem ma uns anseindet und verfolgt, jahrelang, als wollt' ma uns austrotten, uns und unsern alten Brauch? Was hab'n denn wir gethan, daß ma auf uns zielen darf, wie auf tolle Hund? Jetzt ist's Maß voll! — Mehr geht nimmer, werd's wie's will!“

„Also Ihr gebt nicht nach? Ich frag' zum dritten Mal!“

„Nein — und zum hundertsten Mal: Nein!“ Die Menge steht wie festgemauert, — Aug' im Auge mit dem Feind, — die Büchsen angelegt zum Schuß.

Eine lange schwüle Pause, — das Unglück naht, die Saat ist reif. — Ein Schuß fällt. Jener erste Schuß, von dem nie jemand weiß, wer ihn gethan!

„Feuer!“ lautet darauf das Kommando. Und: „Feuer!“ antwortet das rasende, einst so gutartige Volk.

Die Salven knattern herüber, hinüber. Hier und dort stürzen Leute.

Und abermals wird geladen und abermals abgedrückt. Die Haberer sind in der Ueberzahl. Die Gendarmen beginnen nach rückwärts zu weichen.

„Für unser gut's Recht!“ ruft der Habermeister, in gewaltigem Anlauf vorstößend. Da saust pfeifend eine Kugel durch die Luft und schlägt dumpf in einen weichen Gegenstand, — ein gebrochener Wehelauf: „Jetzt ist's g'fehlt!“ — Der Habermeister sinkt zusammen. — Ein Schmerzensschrei ringsum. Ist Bester — ihr Führer ist gefallen, — nun ist der Widerstand gebrochen! — Mit Donnergetöse stürzt der Dachstuhl vom Pfarrhaus ein — die Haberer achten nicht mehr darauf, — eine neue Salbe überschüttet sie mit heißem Blei, mitten unter dem Kugelregen heben sie den Körper des Meisters auf — und ihre letzten Waffen sind nur noch Flüche auf die Häupter ihrer Verfolger.

Groß ist die Zahl der Gefallenen, die sie zu bergen haben und doch geht alles mit Gedankenschnelle. — Der Pfarrhof verlodert ungelöscht — die Haberer sind in die Nacht verschwunden.

### Der Falsche.

Von alle dem hat Leuz nichts mehr gehört und gesehen. Gleich beim Beginn des Handgemenges hat er sich davon geschlichen. Nicht aus Feigheit, nicht vor dem Feind, sondern vor seinem eigenen Gewissen. Er will zu Baldi, um sich dort seiner Wasche zu entledigen und den Ruß abzuwaschen, damit er so schnell wie möglich zum Vater heim kam und keine Spur seines Thuns ihn verräth. — Aber ein paar Gendarmen haben ihn wegschleichen sehen und verfolgt. — Eine Jagd hat nun begonnen. — „Steh, oder wir schießen,“ — stehen bleiben, sich fangen lassen und entdeckt werden, — daß der alte elende Mann erfährt,

wie sein Sohn unter denen war, die ihn schier zu Tod gemartert, — das heißt verflucht sein, diesseits und jenseits, — doppelt verflucht, vom Vater und von der Kirche, — dann lieber gleich sterben, als so weiterleben! Wohl sieht er, wie sich der Himmel aufs neue roth färbt, — und hört das Feuertogeschrei — ihn kümmert's nicht — nur fort — fort! „Steh' — oder wir schießen — rufen die Verfolger zum zweitenmal.

„So schießt!“ ist die verzweifelte Antwort und weiter geht die Flucht, unter dem Schutz der Nacht und der Vertrautheit mit dem Weg. Hinter ihm knallten zwei Schüsse, — sie fehlten ihr Ziel, — er ist heil. Die Gendarmen müssen neu laden. Jetzt hat er einen Vorsprung, er schlägt sich seitlings, das muß sie täuschen und als er sie wieder hört, hat er den Berg erreicht, auf dem die todt Mühl' liegt. Wie ein gejagter Hirsch fliegt er den steilen Gang grad hinauf — und schneidet den Weg ab, den die fremden Gendarmen in der Dunkelheit suchen müssen.

Droben im Haus sind die Geschwister die ganze Nacht auf. Sie sitzen in der Wohnstube und beten vor Angst. Das Auf-lärmen der Haberer, dann das Sturmläuten, das Schießen und jetzt die Röhre am Himmel — die zwei armen Einsamen hier oben in dem abgelegenen „Eindörfchen“ fühlen alle Schauer der unbekanntem Schrecknisse doppelt mit — So erbeben sie bis ins Herz hinein, als es dreimal an die Thür klopft: „Macht auf, schnell, schnell!“

„Heiliger Gott!“ Wiltraud schlägt ein Kreuz und eilt hinaus. „Wer ist's?“

„Ich, der Lenz, laß' mich 'nein, nur schnell!“ Das Mädchen kann vor Zittern den Schlüssel kaum umdrehen, die Hände versagen ihr — es dünkt ihr eine Ewigkeit, bis sie aufbringt, sie hat ja die Angst in seinem Ruf gehört. Als müsse sie einen Verfinckenden ans Ufer ziehen, so faßt sie ihn, als die Thüre aufgeht, und zieht ihn herein, dann schlägt sie die Thüre ins Schloß und schließt mechanisch wieder zu. „Lenz, mei alles!“ ruft sie in unaussprechlicher Liebe und sinkt ihm trotz seiner grauenhaften Larve an die Brust.

„Traudl — Sebald — rettet's mich!“ schreit Lenz, der wie irrsinnig in die Wohnstube taumelt und stürzt dem Freund zu Füßen. „Baldl, hilf mir, — die Gendarmen kommen — sie sind mir auf'm Fuß — mein' Vater brächt's um, wenn's raus käm, daß i bei dem Treiben war! Baldl, Du hast kein Vater mehr, der Dich verfluchen und verstoßen thät, — Du hast niemand z'fürchten. — Thu's für mich, da nimm mei G'wand“ — er wirft die Vermummung ab und reißt ein paar Kohlen aus dem Ofen — „mach' Dich schwarz — sag', Du seist g'wesen, laß' Dich verhaften, und derweil zeigt mir d' Traudl den Weg durch d' Sagrainne in d' Schlucht. — 's dauert ja nit lang — und i mach' Dich zum reichen Kerl für Dei Lebtag! — I thät's ja g'wiß nit verlange — aber der Vater, der Vater, — mei lieber Gott — wie er dag'standen ist und hat zittert!“

„I versteh', was D' willst — i soll's auf mich nehmen, daß d' Gendarmen Dich nit weiter verfolgen,“ sagt Sebald.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Wiederum tönen die Osterklänge durch die Welt. Ihre laute Feierlichkeit ist geblieben, aber was sie vordem den Menschen heimlich anvertrauten, das verstehen die Bürger von heute zum großen Theil nicht mehr. Wenn vordem die Osterglocken erklangen, so läuteten sie Erdenlust und Freude ein; und selbst da ein Faust am Ende seiner Tage zu sein wählte, hat der Jubel der Osterklänge den Verzagten der mütterlichen Erde wiedergegeben.

Was einst wie eine heitere Symphonie durch die Lüfte scholl, kann jetzt nicht mehr recht die Pulse eines zagen Bürgergeschlechts höher schlagen machen. Zu matter Ceremonie ist geworden, was einst einen brausenden Lebensinhalt hatte. Die Osterglocken läuten, wie ehemals. Aber was ihr Geläute sinnbildlich verkündete, das Drängen nach Licht, die ungeberdige Daseinsfreude, wie sie der hoffnung-gebärende Frühling schafft, wird von den Mäuden nicht mehr begriffen. Zu den todtten Symbolen, mit denen diese müde Gesellschaft sich hinstreift, an denen sie an seltenen Festtagen noch einmal ihre starren Glieder wärmen möchte, gehört auch das feierliche Klingen der Osterglocken. Des seligen, blüthenreichen Frühlings mag sich freuen, wer schaffende Kraft fühlt, wer Früchte erwartet von seinem Thun, wer das Vertrauen in sich hat, die Zukunft nach seinem Sinne gestalten zu dürfen. Wer aber das Vertrauen aus den Händen gleiten ließ, wer in trampfaher Gier den Tag genießt, weil ihn die Furcht vor ungewisser Zukunft nicht verläßt, dessen Frohsinn ist eine geheuchelte

Maskerade. Sein Osterjubel kommt aus gepreßter Brust. Er ist matt, wie die übliche Beschwörung der unverwundbaren Menschenliebe, der man an den Ostertagen überall begegnen kann.

Welche überfließende Empfindsamkeit von der „Kreuz-Zeitung“ bis zu den „Hamburger Nachrichten“! Man könnte meinen, aller Haß sei auf Erden verschwunden, die ärtlichste Brüderlichkeit regiere. Auf ihren inneren Werth freilich darf man die sentimentale Phrase nicht prüfen. Im selben Blatt, in dem die opferbereite Liebe als höchste religiöse Pflicht in beweglichen Worten gepriesen wird, schiebt man den Scheiterhaufen selbst für jene Theologen, die nur um ein Haar breit vom starren Dogma sich entfernen. Auf den Lippen die gütige Liebe, im Herzen die tödtliche Unduldsamkeit und die Nachbegier, zu strafen und zu verfolgen. Hier träufelt man Milde in süßen Worten, dort ruft man erbittert nach mehr Polizeigewalt, immer mehr Polizeigewalt. Halbwissenschaftliche Irrthümer, thöricht ausschweifende Jünglingsphantasien werden zu ungeheueren Gefahren für das Staatsleben gesteigert. Man will sich aufregen, man will sein Blut in Wallung bringen. Mit wahren Behagen stürzt man sich auf irgend eine tolle Aeußerung eines herostratischen Bürschens, als ob von solchen Tollheiten einer Welt Wohl und Wehe abhänge.

Man konnte das wieder an der Wirkung erleben, die der Prozeß Koscemann auf gewisse Kreise geübt hat. Wie wurde dem Philister das richtige Gruseln beigebracht; wie wurde er in einzelnen Zeitungen belehrt, daß eine Hölle von Dämonen losgelassen sei. Das war das seltsamste in dem seltsamen Prozeß, daß sich eine Presse fand, die polizeifrommer war, als die Polizei selbst, die einen armen Menschen, wie diesen Koscemann, zu einer Art von finsternem, schwarzen Titanen machen wollte. Der Gerichtshof entschied für die Schuld Koscemanns. Nunmehr können sie befriedigt aufatmen, die da meinten, das „Beweismaterial“ werde leider nicht so erdrückend sein, um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen. Die führenden Männer der Sozialdemokratie haben längst die wirre Nennomage gebrandmarkt, wie sie in Aeußerungen herostratischen Größenwahns sich kundgibt. Wer hebt aber diese Nennommissen, wer fördert sie in ihrem Eitelkeitswahn, wer könnte geradezu nach alter krimineller Erfahrung zur Nachreiferung verlocken? Wer anders als jene Elemente in einer Presse, die nach Gewaltmaßregeln lechzt, die einen Koscemann, der auf eine langwierige Kette von Indizien hin verurtheilt wurde, im vergrößerten Maßstab eines höllischen Geistes erscheinen läßt.

Es ist beinahe tragikomisch, wie diesmal beim österlichen Läuten auch sonst der Lenzesjubel unserer Bürgerchaft klingt. Welche mühsamen Anstrengungen, das Gesicht in feierlich-heitere Falten zu legen, und welch' süß-säuerlicher Effekt im ganzen!

Kaum sind die loyal-dynastischen Feste verrauscht, kaum hat rühmrednerischer Patriotismus sich in Worten übernommen, die wie ein Ei dem anderen dem vielverspotteten Gloiregeschrei der Franzosen von einst gleichen, kaum hat man von unerhörter Weltmachtstellung geträumt: und die bittere Wirklichkeit kommt und zeigt ein völlig verwandeltes Gesicht. Das seltsame Spektakel vor Kreta wird endlos in die Länge gezogen, und das schneidigste Weltmachtdiktat hat nichts zu bedeuten. Das syrupartige Gerede von der allumfassenden Liebe in den Osterbetrachtungen der Blätter, und die harten Thatsachen, von denen heute niemand weiß, welchen explosiven Stoff sie mit sich führen. Eine seltsame Einbildung, daß irgend eine Macht bei der allgemein herrschenden tiefreichenden Spannung, bei dem allgemein lauenden Zustand, dessen glorreicher Ausdruck der „bewaffnete Frieden“ ist, die Kraft eines ehrlichen Mallers, das Gewicht eines Schiedsamtes beilegen möchte. Haben doch solche Illusionen schon zu den komischsten Zwischenfällen geführt.

Eine solche komische Episode war ein Sturm im Wasserglas, den ein Theil der italienischen Studentenschaft ins Werk setzte. Unsere italienischen Verbündeten stehen in der hellenischen Frage auf einem ganz anderen Standpunkt, als die amtlichen Kreise in Deutschland. Das machte namentlich den italienischen Studenten, die die höchsten Griechenfreunde sind, viel Kopfschmerzen und erregte ihren Unwillen.

Nun sollte eine größere Gesellschaft italienischer Studenten Berlin und andere deutsche Städte zu „Studienzwecken“ besuchen. Das fuhr den heißblütigsten dieser jungen Leute durch den Kopf. Sie hätten es lieber gesehen, daß die begeisterte italienische Studentenschaft das „griechenfeindliche Deutschland“ mit Nichtachtung gestraft hätte. Es entstand ein kleiner Aufruhr an den Universitäten. Man solle nicht nach Deutschland reisen. Welches Unglück! Aber der Sturm im Glase Wasser hatte sich rasch gelegt. Die Herren Studenten kamen doch und besuchten in der Charwoche sogar Berlin. Welches Glück! Und Verbrüderungsfeste wurden gefeiert, ein Kommerz löste den andern ab, und gegehert wurde und musiziert und mit patriotischen Hurrarufen wurde toastirt, so daß es fast verwunderlich bleibt, wie unsere italienischen Gäste zu Studienzwecken Zeit fanden. Jedenfalls haben sie große Selbsteigenschaft im Ueberwinden ihres Unmuths bewährt.

Dafür haben es ihnen aber auch die Unsrigen zum Lohne gezeigt. Ja, ja, die wissen zu imponiren, und höchst ergötzlich war die Lektüre unserer Lokalblätter. Wie sie aufmarschirten, unsere Studenten, voll in Wachs, mit sorgfältig gescheiteltem Haupt, in tabellosem Bürschenglanz und in strammer Haltung, da mußten sich die armer Italiener, wenn man den lokalpatriotischen Ergüssen der Blätter glauben darf, wie die Waisenknaben vorgekommen sein. Sie waren anfangs so betreten und von der Pracht geblendet, daß sie nicht recht wußten, ob sie's am Ende statt mit Studenten nicht mit Offizieren zu thun

Hätten, das war wenigstens gedruckt zu lesen. Und einer der Italiener, voll von Bewunderung über die reichverschürte Pelesche eines Berliners, soll gar ausgerufen haben: Welcher Reichtum und Glanz unter den deutschen Studenten. Und wie dann bei den Kommerzen das schneidige, durchdringende Kommando der sogenannten Chargierten erklang, wie werden die italienischen Gäste erst da vor Ehrfurcht erbebt sein! Welcher Triumph deutschen studentischen Geistes. Es muß besonders erbebend gewesen sein. Von der Schneidigkeit und der straffen Disziplin der Italiener bei Schlägerkürren und Gläserklingen hat kein Wort verlautet. Höchstens hieß es von ihnen, daß einzelne sehr markante, geistvolle Köpfe unter ihnen aufstiehn. Aber darauf kommt es ja nicht an.

In späten Vorfrühling fällt diesmal das Osterfest. Trotzdem der April uns mehr die rauhe, als die freundliche warme Seite seines Wesens gezeigt hat, grünt es lebhaft überall. Auf den Zierplätzen Berlins ist es nicht mehr kahl, und in den Vorgärten der Häuser hat sich bereits Blütenpracht entfaltet, nicht mehr weit ist es zum Maien. Nicht mit banger Verzagtigkeit, nicht mit ungewisser Frage auf den Lippen feiert dann das Proletariat sein Frühlingsfest. Die Liebe, die unversiegbare ewige Menschenliebe, die geht mit so reichem Wortschwall von den bürgerlichen Klassen erhoben wird, sucht man alsbald zu begraben, wenn das Ostergeläute verklungen ist. Dann kommen die Gewaltandrohungen und die Chikanen wider die Sozialdemokratie und ihre Befehrer wieder zu Ansehen. Wie das Proletariat durch das Liebesgestenne nicht eingefangen wird, so wird es auch durch die drohende Gebärde nicht abgeschreckt. Seine Feste haben noch ihren unausgeschöpften Lebensgehalt. Das Proletariat vernimmt den Frühlingsjubel, denn er klingt innerlich in ihm wieder trotz aller Widerwärtigkeiten der Gegenwart. Es darf den Frühling feiern, denn es ist selber noch des Frühlings voll; und es erhofft von seinem Thun Früchte, von seinem Wirken eine freie, menschenverbindende, nicht menschentrennende Zukunft.

Alpha.

## Ein Ostergang.

Als der Zug über die Spree ratterte, zerflatterten die letzten Nebelkissen, und breit legte sich die Sonne auf die glitzernden Wässer. Jetzt tauchten auch die grotesken Giebel und Dächer des Fischereigebäudes auf, aber sie erschienen verblaßt, verwachsen wie die ganze vorommerliche Herrlichkeit. Um so jugendfrischer repräsentirte sich der Park. Eine Symphonie in Grün. Als wäre es mit Pastellstiften hingestrichen, erscheint das zarte Roth der Schwarzpappeln, das helle Grün der Hängebirne, das frischere der Ahorne, das fahle, flaumige der springenden Kastanienknospen, das satte Grün der schon ganze Ballen und geschlossene Flächen bildenden Büsche und Hecken und Grassiede.

Ich schreite die gepflasterte Hauptstraße hinab, und aller Frühlingszauber ist verloren. Zu meiner Rechten ein weites, ödes, von kahlen Bäumen umstandenes Trümmersfeld. Wo im Vorjahr die vier Rieseneffen qualmten, fuhhoher Kalk- und Gipsstaub, vermischt mit Sand, Ziegel- und Steinbroden. Ausgefahrene Wege, in denen der Fuß sich bis über die Knöchel in Sandmehl vergräbt, führen zum einstigen Bauhof. Einige Spitzbogen, ausgeführt aus Kunststein, und Reste des bunten Töpfergebäudes zeigen noch von früherer Pracht, von dem stillsten und schönsten Winkel, den die vorjährige Ausstellung aufwies. Ganze Hausen glasierter Ziegel, gebrannter Giebelverzierungen bedecken den Boden, in allen Farben leuchten sie. Wie leicht hatten es hier die Unternehmer mit dem Bauen! Auf den Sand wurde eine Schicht Beton gelegt, Zement darüber gestrichen, dieser geglättet oder mit geometrischen Figuren verziert, die man eindrückte: der Grund war gegeben, über dem sich die Gebäude erhoben.

Ich stehe auf dem Platze, über den sich einst die Riesenkuppel des Hauptgebäudes spannte. Jetzt ist's ein Sandberg, zusammengehalten von eingerammten Stämmen, die man mit Brettern verbunden. Wo sie laufen, endete einst das Querschiff. Mein Blick schweift nach Westen. Zu tausenden hat man die viereckigen Zementplatten ausgehoben, auf den Kopf gestellt und an einandergelehnt. Wie ein Gießkop steht es aus, dessen Schollen zur Ruhe gekommen. Wüthendes Spahengeschrei läßt mich umbliden. Auf einigen herumliegenden Kapitalen hat sich ein ganzer Schwarm niedergelassen, zwei Männchen rausen sich, daß die Federn fliegen, vor den vernügte zusehenden Weibchen.

Ich gehe weiter. Kein Schreiten ist es, mehr ein Springen, Turnen, über Löcher, Sand- und Steinhaufen. Da, über dem dreifrahlgigen Zementfundament erhob sich der Kameelbronnen des Herrn Schwichten. Jetzt wackelt neben ihm eine windschiefe Bude, die den Abbrucharbeitern als Kantine dient. Eine zweite, besser gebaute Bude steht hinter ihr, an eine ihrer Wände hat ein Schalk in großen rothen Buchstaben das Wort „Registered 1897“ geschrieben. Vielleicht ist dieses Brettergesige das Modell zu jenen Baubuden, die die Stadt schon seit langem ihren Arbeitern gewähren soll, und die Geschichte zieht sich nur deshalb so in die Länge, weil der Magistrat erst ein Patent nehmen will. Von der großen Fontäne ist keine Spur mehr vorhanden, und nur ein sinkender Sumpf erinnert noch an das dreifrahlgige Wasserbecken. Auch das Bismarck-Standbild ist verschwunden, nur der Sockel ist geblieben. Echte Größe und wirkliches Verdienst findet aber immer noch seine Werthung: Auf dem rothen Sandstein steht in Kreideschrift: „Rühnemann sein Sockel“.

Unwillkürlich sucht der Blick den Wasserturm. Er ist ver-

schwunden wie das Hauptrestaurant, wie fast alle Ausstellungsbaute, rechts der Hauptstraße. Nicht in den Boden gerammte Eisenschienen, die oben sich einander nähern, bezeichnen die Stelle, an der selbst der Abriß noch Menschenleben kostete. Das Bayerische Wirthshaus am See steht noch. Etwas verwitert schaut es schon aus. Adams und Eva haben Farbe gelassen. Johann von Nepomuk hat den Kopf verloren. Aber die über den Altan hängenden Gatterbus-Gosen sind noch so echt wie vor Jahr und Tag. Heller Sonnenschein liegt auf dem Platze vor dem Gebäude. Von einem Feldstuhl erhebt sich ein Mann und blickt schmunzelnd bald auf die Schänke, bald auf das Papier, das er in den Händen hält: Er hat das Wirthshaus in Aquarellfarben gemalt, und das Bild ist gelungen. Ich wende mich dem Vorbau zu und lasse mich nieder. Sofort beginnt der Kellner einen Pfauß: Wie schön das Wetter, wer der jegige Pächter sei, und daß das Gebäude hier, ausgeführt in festen Materialien, diesen Sommer irgendwo in der Umgebung Berlins von neuem erstehen werde. Ich lasse ihn reden. Meine Augen haften an einer Weide, deren voll aufgebrochene Rähchen den Baum wie einen gelben Woll-Ballen erscheinen lassen. Und ich lächle und lache: Vor mir tobt die Palm-Schlacht.

Vor vielen Jahren war es. In einer katholischen Kirche drängte sich vorn beim Altar eine Schaar von wohl hundert Burschen und Bürschlein. Bauernsöhne waren darunter, Tagelöhnerbuben und auch jüngere Knechte. Und jeder von ihnen hielt in seiner Linken einen Bündel zusammengeknürter „Palmzweige“, das oft doppelt so lang war als er, in der Rechten aber hatte er eine Weidengerte. Es war Palmsonntag, und die „Palmzweige“ sollten geweiht und gesegnet werden, damit sie nach Ostern zusammen mit Kreuzen aus „Judasholz“ auf die Saalfelder gesteckt werden konnten. Schon während der „Passion“ hatte es unter dem Hausen zu rumoren begonnen. Einige Bauernsöhne wollten sich vordrängen, da sie aber später gekommen waren, wurden sie zurückgestoßen. Jetzt stieg der Pfarrer mit dem Wedel vom Altar herab, um die Weihe-Zeremonie vorzunehmen. Wieder begann das Drängen, Drücken und Stoßen; da schwirrte eine Gerte hernieder, und das Rausen war fertig. Die einen schlugen mit ihren Büschen zu, daß die Rähchen nach allen Seiten spritzten; andere lehrten die Bündel um und gebrauchten den Stock, der dem Buschen als Fuß diente, in den Kirchenstühlen jammerten die Mütter, von den Emporen herab schrienen die Väter. Kreidbleich stand der Pfarrer da, keines Wortes mächtig. Ich war damals fromm wie der Sohn eines Küsters und stand als Ministrant mit dem Weihwasserkeßel, der gut seine acht Maas hielt, neben dem Pfarrer. Als aber das Rausen gar nicht aufhören wollte, regte sich auch in mir das Waldsinkenblut. Hinaus zu ihnen konnte ich nicht, das hinderte das Holzgitter. Da faßte ich den Keßel mit beiden Händen und goß seinen Inhalt in den dichtesten Hausen. Die Betroffenen erschienen sofort wie gebadete Mäuse. Ein Lachen schlug auf — die Schlacht war zu Ende.

Wo das Theater Alt-Berlin stand, ragt ein Klamottenhaufen. Mitten unter ihnen trauert ein vertrockneter Riesen-Lorbeerbaum. Es wird ihn wohl Herr Blumenreich vergessen haben. Wenn er Funderlohn zahlt, kann ihm die Stelle angegeben werden. Von Alt-Berlin ist kein Rabitzehen übrig geblieben, aber das Riesen-Fernrohr, das Urnenhäuschen und das Skelett der Thurbahn kann noch bewundert werden. Das „nasse Viereck“ ist sehr trocken geworden: Eine Schuttstätte, gleichend dem Müllagerplatz draußen bei Weihenstephan. Nur der Platz, auf dem der Wohlthäter Abraham hauste, ist frische, grüne Wiese. — — —

Und nun möchte ich ein paar Worte zur Stadtverwaltung sprechen. Wenn es sich um ein paar Mark rückständiger Steuern handelt, dann weiß die Stadt Berlin den armen Teufel, der sie schuldet, zu finden und zu fassen. Die Stadt Berlin ist die Eigenthümerin des Treptower Parks. Der Ausstellungs-Ausschuß hat die Benutzung des Parks nur unter der Bedingung erhalten, daß er nach der Ausstellung den Park wieder in demselben Zustande übergibt, wie er ihn erhalten. Seit Schluß der Ausstellung ist ein halbes Jahr verlossen, der Ausschuß hat noch keinen Spatenstich thun lassen. Versteht die Stadt Berlin ihre Rechte wohl gegen Steuerrückständler, bei denen es sich um einige Mark, nicht aber gegen Kommerzien- und geheime Kommerzienräthe zu wahren, wenn es, wie hier, um weit mehr als um hunderttausend Mark geht? Wenn der Ausstellungs-Ausschuß Ende April die Offertenanschreibung vornimmt, dann kann leicht der ganze Sommer vergehen, bis die Parkregulirung zu Ende ist. Wenn man den Treptower Park, diese grüne Lunge des Ostens und Südostens, gleich ein ganzes Jahr außer Thätigkeit setzen will, zu was hat man ihn dann geschaffen? Freilich, es handelt sich hier nicht um faules Thiergartenpublikum; nur um Arbeiter und kleine Handwerker. Aber dieses „Kleinzeug“ ist auch noch da, und es weiß, was sein Recht ist, und sobert es. —

## Kleines Revueletton.

— Der menschliche Bart. Nach Darwin und den meisten Zoologen ist unser Bart noch eine thierische Bildung. Er ist bei gewissen Thieren entstanden durch geschlechtliche Zuchtwahl, indem die Weibchen solche Männchen, die durch einen schönen Bart geschmückt waren, den übrigen vorzogen. Auf die Weibchen wurde er nicht vererbt, weil die Männchen den umgekehrten Geschmack hatten. Von unseren affenähnlichen Vorfahren, die wohl wie die meisten

Affen bei Männchen einen Bart hatten, ist er uns überliefert. Dafür spreche auch, daß der menschliche Fötus, und zwar in beiden Geschlechtern, stärkeren Haarwuchs um den Mund habe. Daß auch gelegentlich Frauen einen Bart haben, beruhe auf der Variabilität aller sogenannten sekundären Geschlechts-Charaktere. — Eine in jeder Beziehung entgegen-gesetzte Ansicht vertritt A. Brandt. Er faßt den Bart nicht als Erbstück, sondern als Neuerungsbildung auf, so daß selbst der gelegentlich bei Frauen auftretende eine prophetische Bedeutung habe. Seine Gründe sind folgende: Der Bart der Thiere sei nicht mit dem des Menschen zu vergleichen, da ersterer aus gewöhnlichen Haaren, letzterer aus Dauerhaaren, d. h. solchen mit unbegrenztem Wachstum bestehe, wie sie bei Tieren nur an Mähne und Schweif des Pferdes und Mähne des Löwen, aber nicht in so ausgeprägter Weise vorkommen. Da die embryonale Behaarung nicht auf unsere Säuger, sondern auf die gemeinsamen Ursäuger-Vorfahren, zurückweise, sei der embryonale Pseudobart ohne Bedeutung. Außerdem geht dieser ja auch vor der Geburt verloren, und der echte Bart beginnt erst im 14. bis 16. Jahre, mit dem Beginn der Mannbarkeit, zu sprossen. Dies spricht also schon für seine Auslegung als späte Neuerungsbildung, ebenso wie seine schöne Ausbildung und hohe Differenzierung. Brandt führt Beispiele von 1,70, 2,50 Meter und mehr Bartlänge auf. Von geschlechtlicher Zuchtwahl könne bei dem verschiedenen Geschmacks verschiedener Völker keine Rede sein, da bei manchen, die ohnehin fast barlos sind, jedes Haar gewaltsam entfernt wird, während andere stolz auf einen möglichst großen und starken Bart sind. Daß zu den ersteren gerade viele niedere, zu den letzteren weit höhere Völkernstämme gehören, wäre unverständlich, wenn der Bart ein thierisches Erbstück sei. Wie der Mann in seiner ganzen Organisationshöhe der Frau vorausgeeilt ist, so sei er es auch in bezug auf den Bart. Aber langsam komme die Frau nach, so daß jetzt schon etwa 10 pCt. der Frauen stärkeren Bartwuchs haben. Die Frau der Zukunft würde also ebenfalls mit einem Barte geziert sein. —

**Literarisches.**

n. F. Schil: „Adam und Eva“. Ein Akt. Zürich 1896. Verlagsmagazin. (F. Schabelitz.) — Zehn Jahre hat Graf Alttingen dem Jesuitenorden angehört; da erklärt der 39-jährige plötzlich seinen Austritt. Die soziale Frage, die Arbeiterfrage, hat es ihm angethan; ihr will er seine Zukunft weihen. Sein Bruder ist verzweifelt, Rom bestürzt. Während der erstere alle Hebel in Bewegung setzt, um den Skandal zu verhindern, haben die Römlinge bereits ihren Entschluß gefaßt: die ganze Schande muß auf den Abtrünnigen fallen. Die Baronin Ortner, die Frau eines liberalen Politikers, die bisher Geheimberichte für die Jesuiten lieferte, liebt den Erypter. Rom sah dieses Verhältnis nicht ungern; jetzt soll die Welt erfahren, daß die Liebe zu diesem Weibe der alleinige Grund für Alttingen's Austritt aus dem Orden ist. Der Erypter vereitelt jedoch die zu diesem Zwecke sofort in Szene gesetzte Intrigue und bleibt Sieger. — Der Verfasser liebt die Ueberschwenglichkeiten; der Dialog bewegt sich fast durchweg auf Stelzfüßen, sodaß man am Ende aus den hochtrabenden Redensarten nicht recht klug wird. Herr Schil gehört offenbar noch zu den Leuten, welche die Weisheit für um so tiefer halten, je dunkler Rede und Ausdruck sind. Ein Beispiel für viele. Der Erypter empfängt eine Arbeiter-Deputation, und ein Mitglied derselben redet ihn wie folgt an: „Sprich! Dein Wort ist That in unserer Hand. Seltsame Verbindung ist Dir eigen mit Zeiten, die je waren; es strömen die Gedanken durch der Jahrtausende Geflüsse, und alles bleibt zurück, was unserer Zeit nicht frommt. Wir sind die Kleinen, in den Kampf gebannt. Du bist der Urfaut, dem kein Ohr entkommt. Du tönest fort!“ Das reinste Blech! —

**Kulturhistorisches.**

— k. Sonderbare Gesetze. Eine der originellsten Parlamentssakke ist ohne Zweifel die unter der Regierung Eduard III. von England durchgegangene „Regelung der Mahlzeiten der Bürgerschaft“. Der um die Mägen seiner Unterthanen besorgte König verbot, bei den Mittag- und Abendmahlzeiten mehr als 2 Gänge zu serviren. Nur einige festgesetzte Feiertage sollten die Ausnahme dieser Regel bilden. Dieses Gesetz ist nie widerrufen worden. Zu den absurdesten Gesetzen gehört auch das noch in kraft bestehende schottische Dittum, welches alle jene Neugeborenen als tadeltgeboren bezeichnet, welche vor ihrem Tode nicht geschrien haben, gleichviel ob derselbe gleich oder erst mehrere Stunden nach der Geburt eintritt. Hat das Kind auch nur einen Schrei ausgestoßen, so gilt es als „gesichtlich gestorben“. In früheren Zeiten erachtete der noch heute so puritanische Staat von England es auch als unetlichlich, über die Moral und sittliche Wohlfahrt seiner Unterthanen zu wachen. Ein Gesetz, welches zu Anfang des 17. Jahrhunderts entstand, legte jedem, wofern er nicht allsonntäglich die Kirche besuchte, eine Geldstrafe von einem Schilling auf. Von neun Jahren aufwärts waren beide Geschlechter dem Gesetze unterworfen. Der Gottesdiener, der nachweisen konnte, daß eines der Schafe seiner Gemeinde vom Wege des Heils abgeirrt ist, hatte das Recht, eine Belohnung von 2 Pfund Sterling, 40 Mark, zu erheben. Das Gesetz war ziemlich detaillirt ausgearbeitet, ein Beweis, wie wenig „christlich“, wie sehr „verderbt“ das Volk zu jener „guten alten Zeit“ schon gewesen sein muß.

Die während des Gottesdienstes in Kneipen angetroffenen Abtrünnigen sind außerdem zu einer dreimal so hohen Geldstrafe, der Wirth zu einer Geldstrafe von der zehnfachen Höhe des Betrages verurtheilt worden. Dieses Gesetz ist sogar noch 1865 streng durchgeführt worden. In diesem Jahre wurde in London ein Diener zu einer empfindlichen Geldstrafe verurtheilt, weil er trotz des Befehls seiner Herrin sich weigerte, die Kirche zu besuchen. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Die Garten-Hyacinthe (*Hyacinthus orientalis*) hatte öfter Klagen darüber veranlaßt, daß Gärtner und Händler, die viel mit den Zwiebeln hantirt hatten, Ausschlag an den Händen bekamen, den man von einem scharfen und flüchtigen Giftstoff ableitete, ohne daß die Ursache völlig klar festgestellt worden wäre. Wie Dr. Morris am 5. November 1896 vor der Londoner Linneischen Gesellschaft ausführte, ist dies nunmehr im Jodrell-Laboratorium zu Kew nachgeholt worden, und es zeigte sich, daß die von trockenen wie von feuchten Zwiebel-schalen ausgehende Reizung durch Naphiden, daß heißt Bündel nadelscharfer Krystalle von oxalsaurem Kalk bewirkt werden, deren Spizen leicht in die Haut dringen. Sie treten besonders aus den trockenen äußeren Schalen hervor, und Dr. D. H. Scott überzeugte sich durch Versuche, daß die zahlreichen feinen Spizen den Reiz erzeugen. Am schmerzhaftesten wirkten die Naphiden der römischen Hyacinthe (*H. o. var. albulus*). — Man nimmt bekanntlich an, daß diese Naphiden den Knollen und Blättern vieler Pflanzen als Schutz gegen das Gefressenwerden durch Schnecken und vierfüßige Thiere dienen; in der That ist der Schmerz, den sie auf der Zunge verursachen, sehr heftig, wovon sich jeder überzeugen kann, der ein kleines Stück vom Blatte der bekannten Zimmer-Galla (*Richardia*) zu essen versucht. Der Schmerz des stärksten spanischen Pfeffer ist ein Kinderspiel gegen das Stechen, welches die Krystalle des Kalkoxalats hervorrufen, aber die Schnecken würden auch kein Blatt dieser Kroideen übrig lassen, wenn letztere nicht diesen kräftigen Selbstschutz besäßen. —

(„Prometheus.“)

**Humoristisches.**

— Der Pfarrer (am Neujahrstage): „Aber, lieber Mc Ginty, schämen Sie sich nicht, so betrunken zu sein! Da wir jetzt einen neuen wichtigen Abschnitt im menschlichen Leben beginnen, sollten Sie den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen, sondern dem Trunk entsagen und ein neues Leben anfangen.“  
Mc Ginty: „Well, Hochwürden, ich mein', ich wart' lieber noch drei Jahr'.“  
Der Pfarrer: „Drei Jahre? Warum denn gerade drei Jahre?“  
Mc Ginty: „Well, dann sang' ich gleich ä neies Jahr-hundert an.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— In O sterburg versteigerte der Gerichtsvollzieher am letzten Dienstag öffentlich gegen Baarzahlung einen silbernen, stark vergoldeten Kammerherrn Schlüssel. —  
— In Innsbruck wurde der 23 Jahre alte Büchsenmacher-geselle Karl Rent auf Ansuchen deutscher Gerichte „wegen anarchistischer Umtriebe“ verhaftet. Rent ist ein gebürtiger Däne. —  
— Verhüngert ist auf Martinsruh am Gaienzenberg (Graubünden) ein 33-jähriger Mann von Kajis. Er wurde in einem Stalle todt aufgefunden. —  
— Eine feine Annonce findet sich im „Franklischen Wald“: „Wer mich noch einmal mit den Namen Schläppgöschchen oder Kapsebüchel benennt, werde ich gerichtlich belangen. Adam Eisenbeißer, Agent für Auswanderer nach Amerika. Auch habe ich 2 Regulatore zu verkaufen.“ —  
— München, 17. April. Der frühere Direktor der bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, Joh. B. v. Stroell, ist heute Nacht von dem Fenster seines Schlafzimmers in den Hof hinabgestürzt und blieb sofort todt. —  
— Der österreichische Generalmajor Heinrich Polko ist wahnsinnig geworden. —  
— In Preßburg ermordete ein irrsinniger, pensionirter Honved-Hauptmann seine schlafende Haushälterin mit einer Holz-hacke. —  
— Die Holzstoff- und Pappfabrik von Weigend u. Wache in Krimsdorf (Böhmen) ist niedergebrannt. —  
— In Andalusien (Süd-Spanien) herrscht Hungernoth. In der Gemarkung Jerez allein giebt es 12 000 arbeitslose Land-arbeiter. —  
— In Warschau, Madom und Dublin wurden in den letzten Tagen 58 Mädchenhändler verhaftet. Die Bande verkaufte die Mädchen nach Brasilien und Argentinien. —  
— Ein theures Ei. In London wurde vor einigen Tagen ein gut erhaltenes Ei des jetzt ausgestorbenen Sokalls versteigert. Das Edinburgher freie Museum zahlte dafür 5600 M. —  
— Das Segelschiff „Auguste und Julie“ gerieth bei der Insel Martinique (West-Indien) in Brand und zersprang. Die Mann-schaft konnte sich nach der Insel retten. —